

**DREI FRAGEN
ÜBER DEN
DEUTSCHFRANZ
ÖSISCHEN KRIEG
BEANTWORTET**

K. KAISER







8026.6
1-1

Drei Fragen

über den

deutsch-französischen Krieg,

beantwortet

von

K. Kaiser, *K*

Director der höh. Töchter Schule zu Tilsit.

Preis 3 Sgr.

Zum Besten der verwundeten deutschen Krieger.

Tilsit, 1870.

In Commissions-Verlag bei Rudolph Loesch.

1874

1912

1912



1912

1912

1912

1912

1912

1912

1912

1912

Wenn ein Volk so außerordentliche Anstrengungen macht, so große Opfer bringt wie jetzt das deutsche, um seinen heimatlichen Boden vor der Entweihung und Beraubung durch freche Eroberer zu schützen, so fragt sich jeder gute Patriot unwillkürlich: was muß durch den gegenwärtigen Krieg erreicht werden, damit uns dadurch ein dauernder Friede gesichert werde, damit unsern anmaßenden, raubgierigen Nachbarn jenseit des Rheines die Lust benommen werde, uns bei erster bester Gelegenheit abermals in den Arbeiten des Friedens zu stören? Die Beantwortung dieser Frage ist gewiß keine leichte, und es wäre vielleicht besser gewesen, jetzt, da der Krieg eben begonnen hat, sie noch gar nicht in der Presse zu erörtern, sondern erst den weiteren Verlauf des gewaltigen Kampfes abzuwarten, um danach zu bemessen, was sich überhaupt erreichen läßt. Allein unsere Journalisten haben die obige Frage bereits in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen; so finde ich in der Beilage zu N^o 188 der Königsberger Zeitung einen dahin gehenden Artikel mit der Ueberschrift: „Nur keine übertriebenen Wünsche und Hoffnungen.“ Da nun einmal die Debatte eröffnet ist, so möge man denn auch pro und contra hören. Obgleich die Partei, zu welcher der Verfasser jenes Artikels gehört, nur wenig Anhänger zählen dürfte, so weit wir die Stimmung des deutschen Volkes kennen, dürfte es doch nicht gerathen sein, derartige Ansichten ohne Widerlegung zu lassen, denn Stillschweigen könnte für Zustimmung gehalten werden. In solchen Zeiten wie die jetzige, wo es sich um Sein und Nichtsein einer Nation handelt, muß jeder gute Bürger seinen Standpunkt nehmen, damit die Regierung des Landes wisse, welches die Anschauungen der Majorität ihrer Unterthanen sind, und damit sie danach eine wahrhaft nationale Politik befolge. —

Welches ist denn der Standpunkt jenes Herrn und der hoffentlich nur kleinen Partei, welche ihm zustimmt? Es ist der Standpunkt solcher Leute, die weder kalt, noch warm sind, die nur lau sein können; der Standpunkt solcher, die im Falle einer ernststen Krankheit nur kleine unschädliche Mittelnchen anwenden mögen, weil sie sich vor einer Radicalcur durch Anwendung einer vielleicht recht bittern Arznei scheuen. Jener Herr macht einen anscheinend recht feinen Unterschied zwischen einem Kriege mit Bonaparte und seinen Satelliten und einem Kriege mit dem französischen Volke. Im ersteren Falle — wenn nämlich la grande nation ihre Sache von der Napoleons trennt — sei es „klug und nothwendig, die Garantien, welche wir außer der Kriegsentschädigung nothwendiger Weise fordern müssen, so abzuwägen, daß sie ein großes Volk von berechtigtem, aber reizbarem Ehr-

gefühle leisten kann.“ Diese Garantien für die künftige Sicherheit Deutschlands findet er in einer Grenzberichtigung an der Saar und in der Schleifung einiger Festungen wie Straßburg, Metz, Thionville und Bittsch. — Auch in dem zweiten Falle — wenn nämlich das französische Volk sich zu einem Nationalkriege aufraffen sollte und mit seinem Cäsar siegen oder unterliegen wollte — „dürfte die pure Verletzung französischen Gebiets vielleicht das letzte Mittel sein;“ denn „durch eine einfache Grenzverrückung werde der abermalige Einbruch nicht verhütet;“ das geschehe vielmehr nur dadurch, daß zwischen Deutschland und Frankreich ein neutrales Gebiet geschaffen werde (wie Belgien im Norden Frankreichs), dessen Verletzung einer Kriegserklärung gegen Europa gleich käme.

So weit die Argumentation jenes unbekannten Herrn Verfassers. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir einen ähnlichen Artikel wohl von einer russischen oder englischen Zeitung, nicht aber von einer deutschen erwartet hätten, und daß wir uns dadurch schmerzlich berührt fühlten. Das heißt denn doch die Bescheidenheit und Uneigennützigkeit zu weit treiben, die Vergangenheit zu sehr vergessen und die Gegenwart zu sehr verkennen, als daß wir dazu schweigen könnten.

I.

Mit wem führen wir Krieg, mit Napoleon oder mit der französischen Nation?

Wie kommt man dazu, bei dem gegenwärtigen Kriege ein solches Gewicht auf den Unterschied zwischen Napoleon und dem französischen Volke zu legen? Ist nicht Napoleon III. der Erwählte der Nation, gerade wie der erste Napoleon? hat nicht noch kürzlich bei dem Plebisit eine colossale Majorität sich mit der inneren und äußeren Politik des Kaisers einverstanden erklärt?*) Sind nicht die Stimmen, welche sich während der Krisis für die Erhaltung des Friedens aussprachen, selbst die des einflußreichen Thiers, verhallt wie der Hilferuf des Schiffbrüchigen inmitten des tosenden Sturmes? Und haben nicht die großen Staatskörper ihrem Imperator einstimmig die Mittel zur Fortsetzung dieses frevelhaftesten Krieges, den die Weltgeschichte kennt, bewilligt? Und haben nicht helle Haufen einen Angriff auf das Hotel des preussischen Botschafters in Paris gemacht? Und haben nicht etwa die meisten französischen Journale ihrem eingefeilchten Preußenhaffe deutlich genug Ausdruck gegeben? Wie kann man in Anbetracht solcher Thatfachen noch an eine Trennung des französischen Volkes von seinem Herrscher denken?! Das französische Volk, mit Ausnahme einer höchst

*) 7,300,000 Ja, gegen 1,500,000 Nein.

unbedeutenden Minorität, hat einen Krieg mit Preußen schon lange gewollt und will ihn auch jetzt noch, trotzdem ihm durch unsere ersten Siege schon manche bittere, aber heilsame Enttäuschung geworden ist.

Um diese Thatsache in ihrem vollen Umfange zu beweisen und begreifen zu lernen, müssen wir etwas zurückblicken in die Vergangenheit. — Im Mittelalter trat Frankreich an Macht und politischem Einfluß sehr gegen Deutschland zurück; als aber dieses durch fortwährende innere Kämpfe sich mehr und mehr aufrieb und zersplitterte, während es den Königen von Frankreich gelang, die Macht ihrer Vasallen allmählich zu brechen und die eigene dadurch zu mehren, da machte sich etwa seit dem Beginne der neueren Zeit das Bestreben der französischen Machthaber geltend, sich in alle europäischen und insbesondere deutschen Angelegenheiten einzumischen, dabei ein entscheidendes Wort zu sprechen und aus der Uneinigkeit und Unentschiedenheit der übrigen europäischen Cabinette für sich auch materiellen Vortheil zu ziehen. Schon dem kühn emporstrebenden Franz I. gelang es, dem Kaiser Karl V., wie oft er auch von diesem gedemüthigt wurde, die Bourgogne zu entreißen und seit dem Frieden von Crespy (1544) dauernd mit Frankreich zu verbinden. Und derselbe Kaiser mußte es noch erleben, daß sein früherer Liebling, Herzog Moriz von Sachsen, dem französischen Könige Heinrich II. die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun verrieth (1552), die seitdem bei Frankreich verblieben. Der schlaue Richelieu sorgte dafür, daß Deutschland im dreißigjährigen Kriege zu Grunde gerichtet und für lange Zeit lahm gelegt wurde; zur Belohnung für diese Dienste Frankreichs verlangte Mazarin, Richelieu's Nachfolger, im Westfälischen Frieden den Elsaß, soweit er österreichisch war, und den Sundgau (1648). Ludwig XIV., der Zögling jener beiden Staatsmänner, setzte mit unerhörter Unerbarmlichkeit die frevelhaften Angriffe auf Deutschland fort. Nachdem er 1679 die Franche Comté an sich gebracht, ließ er sich durch jene berüchtigten Rennionskammern mitten im Frieden weite Länderstrecken im Elsaß und in Lothringen zusprechen, überrumpelte 1681 Straßburg und verwüstete in den folgenden Kriegen auf die niederträchtigste Weise die deutschen Landstriche am Rhein, welche er nicht behaupten konnte. Seit seiner Zeit hat sich bei den Franzosen der Dünkel festgesetzt, sie seien die Herren Europas und hätten „die Karte Europas zu machen“, ein Ausdruck, den ich selbst aus dem Munde der Franzosen oft gehört habe. Daß sie unter Ludwig XV. durch Friedrich den Großen für ihren Uebermuth wiederholt gezüchtigt wurden, konnte sie auf die Dauer keines Bessern belehren; hatte doch jener Schwächling Ludwig XV. das Glück, ohne einen Schwertstreich bloß in Folge eines nichtswürdigen Vertrages das Herzogthum Lothringen zu erwerben (1766). Auf's höchste wurde aber der politische Dünkel der Franzosen durch die glänzenden Waffenthaten Napoleons I. gesteigert; fast zwei Decennien waren sie nun wirklich die Herren von

Europa, ja Béranger nennt Frankreich auch nach Napoleon's jähem Sturze noch *la reine du monde*; durch ein so langjähriges Glück waren sie so verwöhnt, daß sie in dem endlichen Siege der Verbündeten nicht die vergeltende Hand der Vorsehung erkannten, sondern meinten, es sei ihnen ein um Rache schreiendes Unrecht zugefügt. Daß man ihnen die meisten Kunstschätze wieder nimmt, welche sie in Paris aus der ganzen Welt zusammengeschleppt hatten, war und ist noch in ihren Augen ein schändlicher Raub, un vol fameux nach Béranger; daß Deutschland das linke Rheinufer wieder nimmt, gilt ihnen ebenfalls für eine Verabung, mit der die Rheinländer selbst höchst unzufrieden sind — man lese nur Béranger's Worte:

Le Rhin aux bords ravis à la puissance
Porte à regret le tribut de ses eaux;
Il crie au fond de ses roseaux:
Honneur aux enfants de la France *).

Daß die Verbündeten von 1815 bis 1818 einen Theil de la belle France besetzt halten, erscheint ihnen als eine Entweihung durch „Barbaren“ — das ist der Titel, den uns die patriotischen Sänger Frankreichs in ihren Liedern geben; daß die französischen Heere überhaupt konnten besiegt werden, schrieben selbst die französischen Gelehrten — man lese nur die Geschichtswerke eines Thiers — allein dem Umstande zu, daß die Verbündeten stets in erdrückender Uebermacht waren. So verblindet waren die Franzosen nach den fürchterlichen Niederlagen von Leipzig und Waterloo für alle heilsame Belehrung durch die Geschichte, daß man auf sie mit vollem Rechte das Wort anwenden kann, das man zuerst mit Bezug auf die von den Franzosen vertriebenen und durch die Verbündeten restaurierten Bourbonen gebraucht hat: das Unglück hatte sie nicht im Geringsten gebessert, nicht im Geringsten belehrt. Und daran hatten die Verbündeten zum größten Theile selbst schuld, indem sie die französische Nation gleichsam mit Glacé-Handschuhen anfaßten, indem sie derselben großmüthiger Weise einen höchst vortheilhaften Frieden gewährten, weil sie glaubten, zwischen Napoleon und der von ihm irre geleiteten Nation einen Unterschied machen zu müssen. Und — gestehen wir es uns nur offen! — mehr oder weniger haben wir alle dazu beigetragen, die Franzosen in ihrem Wahne zu bestärken. Muß nicht der Franzose stolz auf sein Land werden, wenn wir alles bewundern, was von jenseit des Rheines zu uns kommt, während wir das Einheimische gering schätzen? wenn wir uns nach den neuesten Pariser Moden kleiden, unsern Fabrikaten französische Etiquetten geben, auf unseren Theatern selbst die jämmerlichsten französischen Stücke beklatschen, in unseren Zeitungen selbst die abgeschmacktesten Geschichten aus den Pariser Salons und die geringfügigsten Dinge aus dem

*) Ich habe einige Male Béranger angeführt, weil der Dichter uns die Anschauungen seines Volkes unmittelbarer erkennen läßt, als der Historiker.

täglichen Leben des Kaisers mit einer Ausführlichkeit berichten; als ob davon das Wohl und Wehe der Welt abhinge? wenn wir mit unsern Brüdern in andern deutschen Staaten in fortwährenden Thätigkeiten — echten querelles allemandes — leben; während die Franzosen seit lange ein festgeschlossenes Ganze bilden? Ja; der Stolz der Franzosen uns gegenüber ist in der That wenn nicht „berechtigt“ — wie man zu sagen beliebt hat — so doch leicht erklärlich und darum verzeihlich. Sie blieben in ihren eigenen Augen auch nach Napoleons I. Sturze die „große Nation“; die wohl einmal einen „échec“ erleiden kann, aber stets bald dafür glänzende revanche nehmen wird.“ Diese Genugthuung wurde ihnen durch Napoleon III. Im Krimkriege (1854—1855) rächte er sie an Rußland für die Niederlagen von 1812 bis 1814, im italienischen Kriege von 1859 an Oesterreich. Man lauschte auf das unbedeutendste seiner Worte und suchte seine geheimsten Gedanken zu errathen, weil man ihn für den obersten Schiedsrichter in Europa ansah. Das schmückte der Eitelkeit der Franzosen so sehr, daß sie darüber gern alle die Gewaltmaßregeln vergaßen, welche er sich gegen sie selbst erlaubte; denn die Franzosen sind nun einmal so beschaffen, daß sie den Druck der Ketten, welche ihnen selbst ein Tyrann anlegt — heiße er nun Louis XIV. oder Napoleon — nicht fühlen, wofern sie dem Auslande gegenüber nur die Herren spielen können. — Es blieben jedoch noch zwei Staaten, an denen Frankreich gern Revanche genommen hätte: England und Preußen. Ersteres mußte indessen vorläufig von der Tagesordnung gesetzt werden, einmal aus dem einfachen Grunde, weil es eine mächtige Flotte hat, — sodann, weil Napoleon desselben bedurfte, um erst andere Pläne zu verwirklichen: die Demüthigung Rußlands im Krimkriege und die Befestigung des französischen Einflusses in Ostasien durch den chinesischen Krieg (1858 und 1860). Preußen dagegen hatte den alten Groll, den die Franzosen seit den Befreiungskriegen gegen dasselbe hegten, durch seine Haltung während des orientalischen und des italienischen Krieges noch vermehrt. Zudem wurde der Reiz auf die preußischen Waffenerfolge im dänischen Kriege von 1864 wie im deutsch-österreichischen Kriege von 1866 und die Eifersucht auf die dadurch erlangte Gebietserweiterung noch gerufen; jede Errungenschaft Preußens erschien den Franzosen als eine ihnen beigebrachte Niederlage, empfindlicher und schwerer zu verwinden, als die unglückliche mexikanische Expedition (1862—1867). Preußen war nach ihren Begriffen ein alter Sünder, der immer neue Schuld auf sein Haupt brachte und früh oder spät dafür gezüchtigt werden mußte. Dieses Strafamt fiel selbstverständlich den Herren Franzosen zu; wenn sie es nicht gleich vollstreckten, so weiß alle Welt, was sie dazu bewog: die Furcht vor dem Zündnadelgewehre; sie gaben sich indessen den Anschein, als übten sie Preußen gegenüber noch immer Geduld, um einen blutigen Krieg zu vermeiden, und ihre Staatsmänner wie manche ihrer Journalisten ließen es sich angelegen

sein, wiederholt zu betheuern, daß man von den friedlichsten Gesinnungen gegen Preußen erfüllt sei.

Wie wenig auf solche Friedensversicherungen zu geben war, haben die preussischen Staatsmänner wohl gewußt und die jüngsten Ereignisse — die leichtfertige Kriegserklärung und der Kriegstaumel des französischen Volks — haben es zur vollen Genüge dargethan. Die französischen Schriftsteller gestehen es auch schon ein, „daß der Krieg zwischen Frankreich und Preußen früh oder spät ausbrechen mußte, daß er unvermeidlich war“; *) es mußte nur erst das Heer vermehrt und mit Schassepots versehen werden. Nachdem dieses geschehen war, fand sich leicht ein Vorwand zum Kriege; wer sich einmal raufen will, bricht die Gelegenheit dazu vom Baune. — Warum war denn der Krieg nach der Ansicht der Franzosen unvermeidlich? Wir müssen uns darüber erst klar werden, bevor wir aneinander setzen können, was für Bedingungen den Franzosen bei dem nächsten Friedensschlusse aufzuerlegen sind.

II.

Welches sind die wahren Ursachen des Krieges?

Zunächst wollten die Franzosen, wie oben schon gesagt, den Ruhm ihrer Waffen in dem alten Glanze wieder herstellen, da derselbe nicht allein durch die Ereignisse von 1812 bis 1815, sondern auch indirekt durch die Thaten der preussischen Heere in den letzten Jahren getrübt war. Schon während des letzten dänischen Krieges, zu welcher Zeit ich gerade in Paris lebte, hatte ich tagtäglich Gelegenheit zu beobachten, wie das französische Volk sich einer höchst feindseligen Stimmung gegen Preußen hingab. Wie jetzt so verbreiteten die französischen Zeitungen auch beim Ausbruche des Dänischen Krieges die ärgsten Lügen über den Gang der Ereignisse. Die Preußen sollten überall geschlagen

842! *) So J. B. in der Revue des deux Mondes vom 1. Aug. d. J. ein Herr Ch. de Mazade, der sich sonst noch durch eine gewisse Rüstung vor den meisten seiner Landsleute auszeichnet. Er sagt: Il y a dans l'histoire de la campagne de 1866, rédigée par l'état-major prussien sous la direction du général de Moltke, un mot jeté lestement dès la première ligne: „la guerre qui a eu lieu entre la Prusse et l'Autriche, était une nécessité historique, elle devait nécessairement éclater tôt ou tard.“ C'est un trait de philosophie qui dispense de toute justification. Depuis quatre ans, on pourrait dire aussi que la guerre entre la France et la Prusse devait nécessairement éclater tôt ou tard, qu'elle était inévitable. — Nach seiner Ueberzeugung ist es natürlich Preußen, das den Krieg unvermeidlich gemacht hat; Preußen, qui depuis quatre ans assiège la France de ses armements, de ses forteresses, de ses menaces, de ses défis, et crée en Europe cet état de tension violente où l'on est toujours à se demander d'où va venir l'orage. Und er ist aufrichtig genug einzugestehen — wozu nützte auch jetzt noch die Verstellung? — daß die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern nur den Vorwand zum Kriege abgegeben habe.

sein, die Oesterreicher sich dagegen ausgezeichnet haben; das Letztere fand man sehr erklärlich, „denn“, sagte man, „die Oesterreicher haben in Italien (1859) den Krieg von uns gelernt.“ Die Schadenfreude war so allgemein, daß mir damals nicht ein Franzose vorgelommen ist, der nicht in lauten Jubel ausgebrochen wäre, wenn „neue Vortheile auf Seiten der Dänen“ gemeldet wurden. Als endlich die nicht zu verheimlichende Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen eintraf, wurde man allerdings bitter enttäuscht; aber man wußte sich zu helfen: „die Dänen waren durch eine fürchterliche Uebermacht erdrückt; Preußen handelte sehr unedelmüthig, einen so kleinen Staat wie Dänemark mit Krieg zu überziehen; Frankreich mußte das Amt des Rächers übernehmen.“ Wie ganz verschieden fand ich gleich nach Beendigung des Krieges die Stimmung in England! Obwohl man dort nichts weniger als gleichgültig gegen die Zerstückelung Dänemarks war, konnte man nicht umhin, den preussischen Waffenthaten in allen Kreisen die höchste Bewunderung zu zollen. — Durch den Krieg von 1866 wurde wiederum Del ins Feuer gegossen; denn die Franzosen mußten sich gestehen, daß sie trotz ihrer Waffengemeinschaft mit den Italienern die größte Mühe gehabt hatten, die Oesterreicher niederzuwerfen, und daß sie schließlich auf halbem Wege, nämlich vor dem berühmten Festungsviereck, stehen geblieben waren; daß das allein stehende Preußen dagegen in raschen Siegen nicht allein Oesterreich, sondern all seine Bundesgenossen über den Haufen geworfen hatte.

Seitdem hat die dadurch verdunkelte gloire des französischen Heeres keinen echten Franzmann zur Ruhe kommen lassen, wie einst den Themistokles der Ruhm des Miltiades nicht schlafen ließ; denn der Franzose verzeiht anderen Nationen wohl den Vorrang in anderen Künsten und Wissenschaften, aber nie in der Kriegeskunst. Es ist eine ganz vergebliche Mühe, dem Franzosen begreiflich zu machen, daß auch wir Deutschen schon seit alten Zeiten uns großer Waffenthaten rühmen könnten; er schüttelt dazu ungläubig den Kopf, weil die Weltgeschichte ihm ein unbekanntes Feld ist; er kennt eben nur die Geschichte seines Landes, und wie wird diese in den Schulen gelehrt? Alles wird für Frankreich in einem so vortheilhaften Lichte dargestellt, daß die französische Jugend mit ganz irrigem Vorstellungen über das Verhältniß Frankreichs zu andern Völkern in das Leben tritt. Die wenigen Gelehrten, welche gründliche Studien gemacht haben, hüten sich wohl, ihrem Volke die volle Wahrheit zu verkünden, denn sonst wäre es um ihre Popularität geschehen; wir haben selbst Professoren am Collège de France gekannt, welche wider ihre bessere Ueberzeugung ihren Landsleuten die lächerlichsten Schmeicheleien sagten. — Wenn es nun einmal fixe Idee aller Schichten des französischen Volkes ist, daß sie die tapferere Nation par excellence sind, und daß der höchste Kriegsrühm ihnen wie ein Monopol angehört, so wird selbst der von Natur so friedfertige Deutsche begreifen, wie das französische Volk einen Krieg, der uns so überaus leichtfertig erscheint, für unvermeidlich halten konnte. Sadowa mußte

erst durch ein neues Jena verwischt werden; war so der National-Eitelkeit Genüge geleistet, dann wären die Herren Franzosen in andern Punkten vielleicht nicht allzu unbescheiden gewesen — halten wir also fest, daß der Wunsch, Preußen zu demüthigen, gerade der Grund ist, weshalb dieser Krieg in Frankreich so populair hat werden können.*) Die meisten derjenigen, welche in Frankreich zum Frieden riefen, waren nicht gegen den Krieg überhaupt, sondern sie wünschten nur eine Vertagung des Krieges bis zu einer für Frankreich günstigeren Zeit. Machen wir daher keinen Unterschied zwischen dem Kaiser und seinem Volke! Er hat wohl gewußt, daß ein Krieg mit Preußen ein Nationalkrieg sein würde; sonst hätte er ihn nicht unternommen. Beide haben gefrevelt an dem deutschen Volke, beide müssen dafür gezüchtigt werden. — Wir haben länger bei diesem Punkte verweilt, weil es uns darum zu thun war nachzuweisen, daß die eitle Ruhmsucht der Franzosen der Hauptgrund dieses Krieges gewesen ist; die übrigen Ursachen desselben können wir kürzer besprechen.

Die Franzosen brüsten sich gern damit, daß sie allein auf einer solchen Höhe der Civilisation ständen, daß sie „einen Krieg für eine bloße Idee führen können.“ Allerdings ist es ihnen nicht immer gelungen, durch ihre Kriege materielle Vortheile davon zu tragen — man denke nur an den mexikanischen Krieg —; und solche Fälle mögen ihnen denn auch wohl im Sinne liegen, wenn sie jene schön klingende Redensart im Munde führen; jeden Falls ist sie ihnen ein Trost bei Kriegen von unglücklichem Ausgange. Auch jetzt giebt es wieder französische Schriftsteller, welche thun, als ob Frankreich bei diesem Kriege die lautersten Absichten habe, als ob es sich um die Menschheit, um die Civilisation verdient mache, wenn es die Welt vor preussischer Tyrannei und Barbarei schütze, als ob es selbst keinerlei Eroberungsgedanken habe. So sagt jener Mr. de Mazade in der Revue: „Dieser Krieg ist für Frankreich ein Akt der Vertheidigung, es kann keine Eroberungsgedanken haben....; es hat den Vortheil, niemand zu bedrohen und mit seiner Fahne viele gefährdete Interessen zu schützen.“ Auch andere französische Journalisten suchen die Sache so darzustellen, als ob Frankreich nicht bloß für seine Sicherheit,

*) Man höre nur die Revue des deux Mondes vom 1. August cr.: *Pourquoi la guerre a-t-elle été si subitement populaire et a-t-elle entraîné le pays tout entier? Justement parce qu'on sent que l'ambition n'est point dans notre camp. qu'elle est dans le camp prussien (!). Wir führen diese Stelle an, um aus dem Munde eines Franzosen selbst zu hören, daß das Volk seine Sache von der des Kaisers nicht getrennt haben will. Endet der Krieg für die Franzosen unglücklich, so werden sie gewiß gern bereit sein, andere Saiten anzuschlagen. Die Beantwortung jener Frage ist so lächerlich, daß wir es nicht für nöthig halten, ein Wort der Widerlegung vorzubringen. An einer andern Stelle heißt es: La fièvre belliqueuse s'empare de tous les esprits, la nation tout entière ressent la commotion électrique. et oublie ses dissensions pour n'avoir plus qu'une pensée unique, pour se porter d'un même coeur et d'un même élan à la grande lutte. —*

sondern auch für die Süddeutschlands, Oesterreichs, Belgiens und Hollands das Schwert ziehe. Aber unglücklicher Weise für Frankreich lehrt uns die Geschichte, auch noch die jüngste, was man von solchen Bethenerungen, von solchen vorgeblich civilisatorischen Bestrebungen Frankreichs zu halten hat. Für die Hülfe, welche es Italien zur Vertreibung der Oesterreicher aus der Lombardei leistete, ließ es sich Savoyen und Nizza abtreten; und die Enthüllungen über die Allianzvorschlüge des Hr. Benedetti haben uns noch ganz kürzlich gezeigt, mit welcher unersättlichen Gier die Franzosen nach den Ländern ihrer Nachbarn schauen. Sie nennen sich selbst so gern *la grande nation*, und doch ist ihnen ihr Land immer noch nicht groß genug. So ist es ein Artikel des politischen Glaubensbekenntnisses jedes Franzosen, des Gelehrten wie desjenigen, der weder lesen noch schreiben kann, daß das linke Rheinufer von Gottes und Rechts wegen zu Frankreich gehört. Der Professor an der Sorbonne oder am Collège de France wird dich belehren, daß der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs ist; die Schuster und Schneider, welche ihm gehören, brechen in einen rasenden Beifallsturm aus, wenn er meint, die Zeit sei nicht mehr fern, daß der Rhein Frankreich zurück gegeben werde. Der gemeine Soldat und selbst mancher Offizier, mit dem du dich einläßt, meint, der Rhein sei in alten Zeiten immer die Grenze Frankreichs gewesen, und die Rheinländer erwarteten mit Ungeduld die tapferen französischen Krieger als Befreier von der preussischen Fremdherrschaft (!). — Solche Aeußerungen vernimmt man häufiger und ungeschminkt, wenn man in Frankreich reist, als wenn man sich darauf beschränkt, die Ansichten der Franzosen aus der Tagesliteratur kennen zu lernen; denn nicht jeder hat wie ein Hr. Girardin die Frechheit, das in alle Welt hinauszuposaunen, was er über diesen Punkt denkt und unter vier Augen äußert. — Kurz, es steht unzweifelhaft fest, daß das französische Volk im Falle eines glücklichen Krieges — und welcher gute Franzose hätte daran gezweifelt?! — die Abtretung des ganzen linken Rheinufer's verlangt hätte. Wie bescheiden tritt dagegen der Verfasser jenes Artikels in der Königsb. Zeitung auf, der im Falle eines für Deutschland günstigen Krieges nur eine ganz kleine Grenzberichtigung in der Gegend von Saarbrücken verlangt! Nein, verehrter Freund, mit einem solchen Mitteln wäre wohl nichts erreicht; das wäre etwa so, wie wenn man einem unartigen Kinde die Nägel beschneite, damit es künftig nicht wieder frage. Um dem streitsüchtigen Frankreich die Lust nach fremden Güte zu benehmen, wird wohl kein anderes Mittel übrig bleiben, als ihm selbst ein ganzes Glied zu amputieren.

Und nun noch ein Drittes, das Frankreich schon zu manchem leichtfertigen Kriege getrieben und auch jetzt wieder bestimmend auf die französische Politik eingewirkt hat. Es ist die den Franzosen angeborene Lust, sich in ihrer Nachbarn Angelegenheiten einzumischen. Es hängt dieses mit unserem ersten Punkte, der kriegerischen Ruhmsucht, allerdings zusammen, denn wie wollten sie letztere

befriedigen, ohne in die inneren Angelegenheiten der Nachbarstaaten einzugreifen? Diese verfolgen ja alle eine friedliche Politik und würden ihnen sonst gar keine Gelegenheit zu Streitigkeiten geben. Demnach muß dieser dritte Punkt als sehr wichtig für den Abschluß des Friedens besonders erörtert werden.

Es scheint den Franzosen die Lust, sich mit anderer Leute Geschäften zu bemengen, wirklich angeboren zu sein. Während meines Aufenthalts in Frankreich habe ich oft Gelegenheit gehabt, dieses zu beobachten. Zwei Menschen haben z. B. auf der Straße einen Streit mit einander; einer der Vorübergehenden ergreift thätlich für A. Partei, der andere für B., und so entsteht im Handumdrehen aus einem einfachen Zweikampfe ein Straßenkrawall. In England oder Deutschland würden in einem solchen Falle die Zuschauer sich passiv verhalten und die beiden Kampfhähne ihren Streit allein ansfechten lassen. Der Franzose kommt mir wie ein Mensch vor, der in seinem eigenen Hause nicht hinreichend Beschäftigung findet, der sogar sein eigen Hauswesen vernachlässigt, bloß um in die Häuser seiner Nachbarn einzudringen und deren Angelegenheiten nach seiner Meinung zu ordnen. Wie mit den einzelnen Franzosen, so ist es mit der ganzen Nation. Freilich hat das Interesse anderer Staaten ebenfalls erheischt, in die inneren Angelegenheiten ihrer Nachbarn fördernd oder hemmend einzugreifen; indessen bietet die Geschichte keines anderen Landes so viele Beispiele unberufener und unbegründeter Einmischung wie die Frankreichs. Man kann deshalb wohl mit Recht sagen, es sei das ein charakteristischer Zug der französischen Politik. Hier nur einige der frappantesten Beispiele. Richelieu mengte sich in den dreißigjährigen Krieg; Ludwig XIV. versuchte seiner Kreatur, Wilhelm von Fürstenberg, das Erzbisthum Köln zu verschaffen, die vertriebenen Stuarts nach England zurückzubringen und seinen Enkel auf den Thron von Spanien zu setzen — Letzteres mit Erfolg; die Nachthaber der ersten französischen Revolution stürzten überall die Throne und errichteten Republiken nach dem Muster der ihrigen; Napoleon I. vollends schaltete und waltete in andern Ländern wie in seinem eignen; Ludwig XVIII. schickte 1823 ein Heer nach Spanien, um den blutdürstigen Ferdinand VII. wieder auf seinem Throne zu befestigen; und endlich Napoleon III. hielt bis vor Kurzem den Kirchenstaat besetzt, bereitete dem jungen Königreiche Italien, bald nachdem er ihm mit der Eroberung der Lombardei einen wichtigen Dienst geleistet hatte, allerlei Schwierigkeiten, nahm für die rebellischen Sklavenstaaten der Union Partei, drängte den Mexikanern einen Kaiser auf, ließ den Spaniern keine Freiheit in der Wahl eines Königs und widersezte sich, wie sehr er sich auch in Amerika die Finger verbrannt hatte, mit allen Mitteln der Einigung Deutschlands — hoffentlich wird es dieses Mal beim bloßen Verbrennen der Finger nicht verbleiben. — Dieses Verhalten Deutschland gegenüber erscheint

um so auffallender, als es gerade Napoleon ist, der das Nationalitätsprinzip so oft als leitenden Grundsatz seiner Politik ausgesprochen hat. Aber wir sehen gerade daraus, daß die französische Politik nicht so uneigennützig ist, wie sie sich gern den Anschein geben möchte; und halten wir auch hier gleich wieder fest, daß in diesem feindseligen Verhalten gegen die Einigung und Kräftigung Deutschlands kein Unterschied zu machen ist zwischen Napoleon und der französischen Nation. Wie lösen wir denn diesen Widerspruch mit einer Theorie, die Frankreich bei jeder Gelegenheit im Munde führt und die es doch bei uns Deutschen nicht zur Anwendung kommen lassen will? Wohl hat es Italien zur Begründung seiner Einheit verholten, wohl hat es stets mit den Polen, den Dänen und Irländern geliebäugelt, als empfinde es warme Theilnahme für die Unterdrückung ihrer Nationalität; allein man vergesse nicht, daß es Italiens bedurfte um Oesterreich einen empfindlichen Schlag zu versetzen, daß es die Sympathien der Polen und anderer slavischen Stämme, der Dänen und Irländer bewahren möchte, um im Falle eines Krieges den übrigen Großmächten dadurch Schwierigkeiten zu bereiten, und daß es anderer Seits doch die Erstarkung keines dieser langjährigen Schützlinge ernstlich zu fürchten haben würde. Wie ganz anders würde es dagegen mit Deutschland sein! Frankreich begreift, daß ein einiges Deutschland auch ein starkes Deutschland sein würde, ja daß ein einiges Deutschland der mächtigste Staat Europas sein würde. Ein friedlich gesinnter Nachbar brauchte sich nun freilich davor nicht zu fürchten, denn die Deutschen sind ja auch als ein von Natur friedliebendes Volk bekannt, und die jüngste Vergangenheit hat noch gezeigt, daß wir uns nur ungern den Arbeiten des Friedens entziehen, um das blut'ge Waffenhandwerk zu treiben. Aber das genügt ja eben dem Franzosen nicht, daß er friedlich neben seinen Nachbarn wohnen könnte: er glaubt nun einmal das Vorrecht zu haben, sich in deren häusliche Angelegenheiten einzumischen. Und welches Land hätte unter dieser Einmischungssucht der Franzosen mehr zu leiden gehabt als Deutschland von den Zeiten eines Richelieu an bis zu unseren Tagen, da Frankreich uns die Mainlinie anfrängte und unsere Besatzung aus Luxemburg wegpolitisierte? Wahrlich, dem Deutschen, welcher die Franzosen daheim in ihrer Hohlheit und Phrasenmacherei, in ihrer Sittenlosigkeit und Völlgehaftigkeit verachten gelernt hat, schmilzt unwillkürlich die Hornesader bei dem Gedanken, daß solch ein Volk so lange es hat wagen können, seinem Vaterlande Gesetze vorzuschreiben. Weil nun aber ein einiges Deutschland sich die ferneren Eingriffe der Franzosen höflichst verbitten würde, so machen sie jetzt eben einen letzten Versuch, die weitere Einigung unseres Vaterlandes zu hintertreiben. Damit sie indeffen mit dem oft verkündeten Nationalitätsprinzip nicht in Conflict gerathen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den lächerlichsten Behauptungen. Sie wollen nicht anerkennen,

daß es eine deutsche Nation giebt *); sie lassen nur Preußen, Hannoveraner, Baiern, Sachsen, Würtemberger u. s. w. gelten und glauben, oder thun, als ob sie glaubten, daß alle anderen deutschen Volksstämme ihres Schutzes gegen die Preußen, die Unterdrücker, bedürften **). Darum hoben die Franzosen beim Ausbruche des Krieges auch mit solchem Nachdruck hervor, sie führten nur Krieg mit Preußen; darum rechneten sie mit solcher Bestimmtheit darauf, daß die Süddeutschen sich neutral verhalten, oder wenigstens doch nach der ersten verlorenen Schlacht sich von den Preußen zurückziehen und die Franzosen als Befreier mit offenen Armen aufnehmen würden. Nun, die süddeutschen Brüder haben besser gewußt, was sie dem großen deutschen Vaterlande schulden, durch das sie alles sind, was sie sind, ohne das sie nichts wären, und der Herr der Heerschaaren hat es anders gelenkt, als die Franzosen so zuversichtlich gehofft haben. Aber vergessen wir nicht, daß wir Deutschen durch unsere fortwährenden inneren Streitigkeiten und Eifersüchteleien nur zu oft Grund zu dem Glauben gegeben haben, wir seien kein „Volk von Brüdern“, und seien wir bei dem nächsten Friedensschlusse darauf bedacht, den Franzosen ein für alle Mal jenen Wahn zu benehmen! — Das führt uns zu der dritten Frage:

III.

Welches sind die Bedingungen eines sichern, dauernden Friedens?

Will man ein Land vor Ueberschwemmung sichern, so genügt es nicht, dem Strome einen Damm entgegen zu werfen; sondern man muß seine Quelle verstopfen oder die Ufer entlang starke Deiche aufführen. Will ein König sein Land vor feindlichen Einfällen schützen, so genügt es nicht, den Feind einmal zurückzuschlagen, sondern der König muß des Krieges Ursachen erforschen und dann gleichsam die Quelle des Uebels verstopfen. Geschieht dieses nicht, so wird bald wieder ein neuer Krieg hereinbrechen und ein neues Blutvergießen nöthig machen. Ein treffendes Beispiel dazu liefern die Kriege, welche um Schleswig-Holstein geführt sind. Welche Ströme Bluts hätten erspart werden können, wenn man gleich 1850 jene deutschen Provinzen von der Fremdherrschaft befreit hätte! Und wäre man 1866 nicht auf

*) Sagt man ihnen, man sei ein Deutscher, so ist man in Gefahr verlacht zu werden, wie mir wiederholt begegnet ist.

**) Solche Redensarten wie: „Dieses unglückliche Sachsen! Wir werden ihm nächstens wieder zu seinem Rechte verhelfen,“ oder „Wir werden den armen Hannoveranern die Freiheit wieder geben“, oder „Wir werden Preußen begreiflich machen müssen, daß es andere Völker nicht ungestraft unterjochen darf“ — kann man in Frankreich auf Schritt und Tritt hören.

halbem Wege stehen geblieben, hätte man damals schon ein einigtes, starkes Deutschland geschaffen, so würde Frankreich höchst wahrscheinlich den jetzigen Krieg nicht gewagt haben, denn es rechnete ja eben stark auf unsere Uneinigkeit. Schließen wir darum keinen andern Frieden als einen solchen, der die Ursachen zu fernerm Kriegselend möglichst beseitigt!

Als die erste der Ursachen, welche die Franzosen zum Kriege veranlaßten, haben wir deren Sucht nach eitlen Kriegsruhm erkannt. Der Ruhm, welcher sich an die Fahnen des Heeres knüpft, ist gewiß ein hohes nationales Gut, doch nur unter der Voraussetzung, daß ein Heer für eine gerechte Sache, für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes kämpft. Für solchen Kriegsruhm sind auch wir Preußen sehr empfindlich, und wir verdienen nicht die Achtung anderer Völker, wenn dem nicht so wäre, denn: „Verächtlich ist ein Volk, das nicht sein Alles setzt an seine Ehre.“ Wenn aber ein Volk — wie das französische es schon seit langen Zeiten gethan — in ungerechtfertigten Eroberungskriegen wahren Waffenruhm zu erwerben glaubt, so sinkt es damit eigentlich auf die Stufe jener Räuberbanden herab, welche in Italien und Griechenland Leben und Eigenthum friedlicher Einwohner gefährden. Daß die Franzosen auf wahre kriegerische Ehre keinen Anspruch machen können, geht ja auch daraus hervor, daß sie offene Städte wie Saarbrücken in Brand schießen, daß sie die wilden Horden Afrika's gegen uns in den Krieg führen, daß sie dagegen Tausende arbeitsamer Deutschen ohne Erbarmen von Haus und Hof vertreiben, und daß sie mit Lug und Trug umgehen, um ihre Niederlagen zu bemänteln. Ein solches Volk kann man von seiner überstandenen eitlen Ruhmgier nicht anders heilen, als indem man es so lange bekämpft, bis es überwunden am Boden liegt und um Gnade fleht, wie ein Boxer, der endlich seinen Meister gefunden hat und, von diesem niedergestreckt, sich für besiegt erklärt. Wann wird das französische Volk dahin gebracht sein? Unserer Ueberzeugung nach nicht eher, als bis die deutschen Heere ihr siegreiches Banner auf den Tuilerien aufgepflanzt haben. Denn mehr als die Hauptstadt irgend eines andern Landes glebt Paris den Ton für ganz Frankreich an, „Paris ist Frankreich,“ und die Pariser werden sich gewiß nicht anders für überwunden erklären, als bis sie selbst die Hand des Siegers gefühlt haben. Darum glaube man nicht, die Tage von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken und Metz könnten die Franzosen schon eines Bessern belehrt haben und dem Blutvergießen könnte nun ein Ende gemacht werden; nein, so sehr dieses auch aus Rücksichten der Menschlichkeit zu wünschen wäre, wir dürfen nicht auf halbem Wege stehen bleiben, wenn nicht in einigen Jahren der Krieg erneuert werden soll. Und wenn doch das Lager von Chalons mit stürmender Hand genommen werden muß, so ist ja auch der Weg nach Paris nicht mehr weit, und dieses wird keinen ernstlichen Widerstand mehr leisten können. Da wird es sich zeigen, daß die Befestigung

einer so großen Stadt wie Paris auch nur ein Napoleonisches Trugbild war; daß sie wohl geeignet ist, eine unruhige Bevölkerung im Zaume zu halten, nicht aber einen mächtigen Feind in seinem Siegeslaufe aufzuhalten. Rückten unsere Heere nicht in Paris ein, so würden die Franzosen später sagen, womit sie sich übrigens jetzt schon brüsten: „Ihr hättet nur kommen sollen! Ihr Alle würdet an den Mauern der Hauptstadt euer Grab gefunden haben.“ Doch solche Phrasen werden euch, ihr tapfern deutschen Krieger keine Furcht einflößen; ihr seid noch dieselben wie eure Väter, die zwei Mal als Sieger in die französische Hauptstadt eingezogen sind; die Franzosen aber, zumal die Pariser, sind noch tiefer gesunken, als es ihre Väter waren. Auch die Entschuldigung kann dann den Franzosen nicht einmal bleiben, welche sie so gern wegen der Einnahme von Paris im Jahre 1814 anführen, nämlich die, daß sie sich dem gegen sie verbündeten Europa hätten ergeben müssen. Ihr deutschen Krieger werdet den Ruhm haben, allein den Löwen in seiner Höhle aufgesucht und gebändigt zu haben. Also: nur in Paris darf der Friede abgeschlossen werden.

Als zweite Hauptursache des jetzigen Krieges haben wir die Eroberungssucht, die Ländergier des französischen Volkes erkannt. Welche wirksame Abhilfe giebt es dawider? Einem Menschen, der im gewöhnlichen Leben stets darauf bedacht ist, seinen Mitbürgern zu schaden, muß man die Mittel dazu nehmen. Im Verkehre der Völker mit einander kann es nicht anders sein. Wenn nun von einer Seite, deren in der Einleitung Erwähnung geschah, empfohlen wurde, an der Saar eine Grenzberichtigung vorzunehmen und mehrere Festungen wie Metz und Straßburg zu schleifen, so kann ich diese Mittel nicht als wirksame gelten lassen. Ueber die kleine Grenzberichtigung verliere ich kein Wort, und was die Festungen anbetrifft, so will ich nur an Luxemburg erinnern, dessen Werke ja auch geschleift werden sollten und trotz der Garantie von ganz Europa noch heutigen Tages fast unverseht stehen. Könnten nicht die Franzosen in Deutschland einfallen, selbst wenn Metz, Straßburg u. s. w. wirklich geschleift würden? Rücken nicht unsere Truppen, gerade wie 1866, unaufhaltsam vorwärts, obgleich sie sogar feindliche Festungen im Rücken behalten? Das ist also kein wirksames Mittel, uns vor den Ueberfällen der Franzosen sicher zu stellen, ganz abgesehen davon, daß eine so gelinde Behandlung unsern Erbfeind bald wieder übermüthig machen würde, wie nach dem ersten und zweiten Pariser Frieden (1814 und 1815). Wir müssen vielmehr darauf bedacht sein, das Händel suchende Nachbarland wirklich zu schwächen, so daß es nicht mehr die Aussicht auf Erfolg hat, wenn es ferner Lust verspüren sollte, uns zu schaden. Das kann aber auch nicht geschehen durch Gründung eines neutralen Staates. Was die Garantie der Großmächte für die Unverletzbarkeit neutraler Gebiete bedeutet, haben uns noch kürzlich die Antworten der englischen Minister gelehrt, welche sie auf die Interpellationen in Betreff der von England übernommenen Vilsgrafschaft für Luxemburg abgaben. Außerdem würde ein Staat, der

so zwischen Deutschland und Frankreich eingefeilt wäre, wie der aus Lothringen und dem Elsaß zu schaffende, sich nothwendiger Weise an die eine oder die andere der beiden Großmächte enger anschließen müssen, schon der Handelsbeziehungen wegen, und damit würde die Neutralität eigentlich aufhören. Nach welcher Seite würden aber der Elsaß und Lothringen hineigen? Unzweifelhaft, wenigstens noch für lange Zeit, zu Frankreich, mit dessen Geschichte und staatlichen Einrichtungen sie so viele Jahre, der Elsaß zwei volle Jahrhunderte, enge verknüpft gewesen sind. Man kann sich nicht etwa auf das Beispiel der Schweiz berufen, denn für diese treffen ganz andere Verhältnisse zu: ein durch die Natur bestimmt abgegrenztes Ganze, freisinnige staatliche Einrichtungen, eine ruhmvolle Geschichte und daher ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit unter allen Eidgenossen, sie mögen deutsch, französisch oder italienisch reden. — Uebrigens erscheint unsere Zeit auch gar nicht geeignet, neutrale Staaten zu bilden, denn es geht durch alle Volksstämme ein mächtiges Streben, sich der Nation anzuschließen, mit welcher sie Abstammung, Sprache und Bildung gemeinsam haben.

Es bleibt mithin kein anderes Mittel, Frankreich zu schwächen und Deutschland zu sichern, übrig als den Elsaß und Lothringen mit Deutschland zu verbinden, — ob ganz Lothringen oder nur einen Theil desselben, lassen wir vorläufig noch dahin gestellt. Wir haben uns zunächst mit der rechtlichen Seite der Frage zu beschäftigen. Bliebe Frankreich in dem gegenwärtigen Kriege Sieger, so würde es freilich wenig nach dem Rechte fragen, sondern einfach das Recht des Stärkeren geltend machen; wir Deutschen können inbessen unser Gewissen nicht so leicht beschwichtigen. Glücklicher Weise steht in diesem Falle das Recht auf unserer Seite. Seit den ältesten Zeiten hat es unter den Völkern für Recht gegolten, solche Provinzen, welche ein übermüthiger Nachbar geraubt hatte, zu einer günstigen Zeit zurückzunehmen. Wer wird z. B. Oesterreich und Preußen ein Verbrechen daraus machen, daß sie nach Napoleons I. Sturze die Gebietstheile wieder an sich brachten, welche dieser ihnen entrissen hatte? Wer wird Italien deshalb tadeln, daß es endlich die schönen Provinzen, welche langjähriger Fremdherrschaft verfallen waren, zurückgenommen hat? Nun aber kommt noch hinzu, daß Frankreich es ist, welches uns den Krieg erklärt und damit die alten Verträge zerrissen hat; gleich zu Anfange des Krieges hat es ja auch dem Zollvereine den Handelsvertrag gekündigt. Nunmehr ist ein neuer Vertrag abzuschließen, der die Beziehungen der beiden Staaten zu einander regelt, und Frankreich hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn dieser nicht so günstig für dasselbe ausfällt, wie die früheren Friedensschlüsse, die für uns höchst ungünstig waren und die wir trotzdem so lange respektiert haben.

Auch ist es wohl angebracht, hier daran zu erinnern, auf welche Weise Frankreich zu jenen Provinzen gekommen ist. Nicht etwa durch einen offenen Kampf — Mann gegen Mann, sondern durch schlaue

Benutzung unserer inneren Zwistigkeiten, durch Bestechung, Wortbrüchigkeit und Ueberrumpelung im tiefsten Frieden. Es würde zu weit führen; wollten wir die ganze Geschichte von der allmählichen Erbeutung jener beiden Provinzen durchgehen; darnum hier nur ein Beispiel. Nachdem Frankreich im Westfälischen Frieden den Elsaß, soweit er österreichisch war, erworben und Ludwig XIV. durch die verächteten Rentrionskammern sich auch die meisten reichsunmittelbaren Gebiete im Elsaß hatte zusprechen lassen, fehlte ihm behuf Befestigung seiner Macht am Rhein nur das wichtige Straßburg, von welchem Kaiser Karl V. gesagt hatte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst an den Rhein eilen, um letzteres zu retten. Die unerhörten Uebergriffe Ludwigs hatten endlich den deutschen Reichstag aus seiner unbegreiflichen Sorglosigkeit aufgeschreckt; er wollte zu größerer Sicherheit Straßburgs und des deutschen Reichs eine kaiserliche Besatzung hineinlegen. Dagegen empörte sich indessen der Stolz der freien Reichsstädter; sie meinten, sie seien stark genug, ihre Wälle allein zu vertheidigen; und so blieb es, nachdem man ein halbes Jahr vergeblich verhandelt hatte, beim Alten. Mehr wünschte Ludwig nicht. Längst hatte er durch Geld und Versprechungen mit einigen Verräthern in der Stadt geheime Verbindungen angeknüpft,*) den ersten Platz unter diesen nimmt der damalige Bischof von Straßburg, Franz Egon von Fürstenberg ein, der Bruder jenes Wilhelm von Fürstenberg, den Ludwig wegen seiner gut französischen Gesinnung durchaus zum Kurfürsten von Köln machen wollte. Während der König sich nun den Ansheln gab, als wolle er seine Reuntonen einstellen, schickte er heimlich auf verschiedenen Wegen mehrere Regimenter auf Straßburg zu, die sich plötzlich vereinigten und die Stadt einschlossen. Zwei Tage später, am 29. September 1681, erschien der Kriegsminister Louvois selbst mit 20,000 Mann und zahlreichem Geschütz. Zugleich ließ er den Einwohnern erklären: Falls sie sich nicht ohne Verzug ergäben, würde er sie als Rebellen (1) behandeln. Die Bürger, deren eine Anzahl gerade zur Frankfurter Messe gereist war, wurden dadurch so eingeschüchtert, daß sie nicht einmal Widerstand versuchten, sondern schon am folgenden Tage (30. Sept.) die Thore öffneten und dem Könige huldigten, wenn auch mit blutendem Herzen**). Die Verräther in der Stadt trugen natürlich dazu bei, den Bürgern jeden

*) Hören wir einen Franzosen selbst darüber urtheilen! Voltaire sagt in dem *Siècle de Louis XIV.* Cap. 14. Folgendes: *Strasbourg formait seul une puissante république, fameuse par son arsenal qui renfermait 900 pièces d'artillerie. Louvois avait formé dès long-temps le dessein de la donner à son maître. L'or, l'intrigue et la terreur qui lui avaient ouvert les portes de tant de villes, préparèrent l'entrée de Louvois dans Strasbourg.*

**) Voltaire sagt ebenda: *Les pleurs et le désespoir des citoyens, amoureux de la liberté, n'empêchèrent point qu'en un même jour le traité de reddition ne fût proposé par les magistrats, et que Louvois ne prit possession de la ville.*

Widerstand zu widerrathen; empfing doch jener Fürstenberg den König im Münster mit den Worten: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren,“ um damit anzuzeigen, daß der größte Wunsch seines Herzens in Erfüllung gegangen sei.

Auf eine so schöne Weise ist uns diese Perle Deutschlands entrissen. Ihr Gewinn hat den Franzosen nicht einen Blutstropfen gekostet. In ehrlichem Kampfe wollen wir sie zurückerobern als Preis der Ströme edlen deutschen Bluts, die schon geflossen sind und noch fließen werden. Fürchten wir uns nicht vor dem Auslande, das uns die Vergrößerung um eine schöne Provinz wohl nicht gönnen wird; es hat früher zu dem Raube geschwiegen, es darf uns auch bei dem Wiedergewinne nicht darein reden.

So viel über Deutschlands Anrecht auf den Elsaß und Lothringen. Niemand kann uns das Recht bestreiten, diese beiden Provinzen in ihrem ganzen Umfange zurückzufordern. Wir wollen indessen großmüthig sein; wir wollen Frankreich gern jene Landstriche von Lothringen lassen, in welchen eine rein französische Bevölkerung wohnt; nur alles Land, „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt,“ muß wieder deutsch werden, nämlich der ganze Elsaß nebst dem Sundgau und der Theil von Lothringen, welcher durch eine Linie von der Luxemburger Grenze über Diedenhofen (Thionville) und Metz die Mosel entlang nach dem Süden der Vogesen abgeschnitten wird. Das ist ungefähr die Sprachgrenze und darum auch die natürliche Grenze zwischen Germanen und Romanen, wobei es ganz gleichgültig ist, ob diese Grenze durch Gebirge und Flüsse bezeichnet wird oder nicht. Durch Abtretung eines solchen Stück Landes würde Frankreich in der That sehr geschwächt werden, denn es verlore allein im Elsaß und Sundgau etwa 1,100,000 Einwohner und in Lothringen nach einer ungefähren Schätzung 8—900,000 Einwohner, also etwa den 19ten Theil seiner Gesamtbevölkerung, und zwar gerade solche Unterthanen, die sich durch Bildung und Betriebsamkeit im Frieden, durch Tapferkeit im Kriege vor den andern rühmlichst auszeichneten. Auch würden wir durch die Erwerbung dieses Dreiecks, welches Frankreich wie einen Keil in Deutschland hinein drängte, eine weit bessere Position gegen den westlichen Nachbar erhalten; doch wollen wir uns weniger auf Mauern und Gebirgszüge verlassen, als auf unser gutes Recht und unser scharfes Schwert.

Daß wir ein volles Recht haben zurückzunehmen, was unser war, möchte wohl kaum ein Deutscher bezweifeln; dagegen habe ich von mancher Seite Bedenken gehört, ob es mit Rücksicht auf die vorwiegend französische Gesinnung der Elsässer und Lothringer auch zweckmäßig sei, deren Land dem deutschen Bundesstaate wieder einzuverleiben; man meint, sie würden nur schlechte Bundesgenossen abgeben und im Falle eines Krieges sich wohl gar zu unsern Feinden schlagen. Darauf haben wir Folgendes zu erwidern. Jene Gebiete wurden von Deutschland zu einer Zeit getrennt, wo dieses nicht im

Stande war, seine Kinder zu schützen, wo es unter den Deutschen noch gar kein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einem großen Volke gab. Wie leicht ist es daraus erklärlich, daß die Lothringer und Elsäßer sich bald an die Herrschaft Frankreichs gewöhnten, das ihnen alle Vortheile eines großen Staates gewährte: Schutz für Ackerbau und Industrie, ein weites Absatzgebiet für ihre Produkte, Theilnahme an der Entwicklung der staatlichen Einrichtungen und an dem Ansehen beim Auslande. Noch im Jahre 1861, als ich in Straßburg verweilte und einen Bürger dieser Stadt in Betreff seiner politischen Gesinnung zu erforschen versuchte, äußerte dieser, nachdem er sich durch einen Blick vergewissert hatte, daß kein französischer Beamter in der Nähe war: „Bisher hatten wir Elsässer wahrlich keinen Grund, uns nach Wiedervereinigung mit Deutschland zu sehnen; denn unter Frankreichs Schutze fühlten wir uns so sicher, daß im Jahre 1859, als ein Krieg mit Deutschland drohte, unsere Fabriken ruhig weiter arbeiteten; ja emporblühten, während die Fabrikanten auf dem rechten Rheinufer sich noch nicht von den schweren Verlusten jenes Jahres erholt haben. Wenn aber Deutschland wirklich einig und mächtig würde, so könnten sich unsere Ansichten wohl ändern.“ Das heißt freilich sehr materiell gesinnt sein; aber wir sehen daraus, was wir den Elsässern und Lothringern vor allen Dingen bieten müssen, um ihre Sympathien zu gewinnen: wir müssen ihnen sichere Bürgschaften für ihr materielles Wohl bieten, so wird sich das Uebrige schon finden. Diese Garantien sind ihnen bereits durch die Einigung und Kräftigung Deutschlands in den letzten Jahren geworden; noch mehr wird ihnen aber der jetzige Krieg handgreiflich demonstrieren, daß Deutschland nicht mehr dasselbe ist wie vor 200 Jahren, daß es jetzt versteht seine Kinder zu schützen und jede Schmach zu rächen. Es läßt sich daher mit Gewißheit annehmen, daß die Elsässer und die deutschredenden Lothringer, welche in ihrer Denkungsart uns noch so nahe verwandt sind, auch in politischer Hinsicht bald wieder zu Deutschland halten würden. In mehr als 200 Jahren ist es Frankreich nicht gelungen, deutsche Sprache und Gesittung in jenen Gegenden auszuwurzeln; so werden wir gewiß nicht den vierten Theil dieser Zeit nöthig haben, um die letzten Spuren der Fremdherrschaft bei jenen Volksstämmen wieder zu verwischen.

Es bliebe in Betreff dieser Gebietstheile nur noch zu erörtern, welchem deutschen Staate man sie zutheilen soll. Uns scheint diese Frage ziemlich gleichgültig zu sein. Die Hauptsache ist, daß dieselben wieder mit Deutschland vereinigt werden; jede andere Frage ist von untergeordneter Bedeutung, wosern alle deutschen Staaten durch ein festes Band umschlungen werden. Wenn Baiern und Baden in Krieg und Frieden treu zu uns halten, wenn sie unsere erprobte Wehrverfassung annehmen resp. beibehalten, und wenn der König von Preußen als oberster Schirmherr des Bundes über die Sicherheit der neuen Landestheile zu wachen hat, so mag es wohl rathsam sein, den größ-

ten Theil derselben Baiern und Baden einzuberleiben; Preußen würde dadurch beim Auslande zugleich dem Vorwurfe begegnen, es habe nur seine Vergrößerung gewollt. Jeden Falls können wir der Weisheit der leitenden deutschen Staatsmänner wohl so weit vertrauen, daß sie aus den fraglichen Gebietsstheilen nicht einen neuen Staat schaffen; wir haben deren leider immer noch zu viele, auch würden sich die Elsässer und Lothringer schwerer der neuen Ordnung der Dinge anbequemen, wenn man sie zu einem staatlichen Ganzen vereinigte. Anderer Seits hätten sie aber auch keinen Grund sich zu beschweren, daß man sie von einander risse, denn in administrativer Hinsicht besteht schon jetzt keine Verbindung zwischen Lothringen und dem Elsaß; vielmehr zerfallen beide Provinzen — die eben nur dem Namen nach Provinzen sind — in mehrere Departements, Lothringen in vier, der Elsaß in zwei, und diese Departements entsprechen etwa unsern Provinzen, wenn auch nicht der Größe nach. In allen wesentlichen Interessen würden sie aber auch verbunden bleiben, wenn sie verschiedenen deutschen Staaten zugetheilt würden, denn man kann wohl mit Gewißheit voraussetzen, daß der jetzige Krieg, daß das kameradschaftlich vergossene Blut der Ritt sein werde, der sämtliche deutsche Volksstämme zu einem festgeschlossenen Bundesstaate verbindet.

Damit haben wir schon die dritte und letzte Bedingung für einen dauernden Frieden mit Frankreich genannt. Wir erkannten nämlich als die dritte wahre Ursache des jetzigen Krieges wie mancher früheren die stark hervortretende Tendenz der Franzosen, sich in unsere inneren Angelegenheiten einzumischen. Diese Quelle so vielen über uns herein- gebrochenen Unheils kann natürlich nicht anders verstopft werden, als zunächst dadurch, daß wir Frankreich nöthigen, in dem nächsten Frieden nicht nur alle Veränderungen ausdrücklich anzuerkennen, welche seit der Sprengung des alten deutschen Bundes in unserm Vaterlande bereits vorgenommen sind, sondern auch diejenigen, welche unsere Fürsten mit Zustimmung der verschiedenen deutschen Landesvertretungen fernerhin für gut befinden werden; sodann dadurch, daß wir nun auch frisch die Hand an's Werk legen, einen so fest geeinten Bundesstaat zu schaffen, daß Frankreich künftig keinen Boden mehr finde, um den Samen der Zwietracht auszustreuen, wenn es trotz seinem verpfändeten Worte die Lust dazu verspüren sollte. Von nun an darf nicht mehr von norddeutschem Reichstage und Zollparlament, von Mainlinie, von Nord- und Südbund die Rede sein. Vergesset vielmehr, ihr deutschen Brüder in Süd und Nord, allen unseligen Hader, der euch bisher dem Spotte des Auslandes preisgab, und bedenket, was euch jetzt plötzlich so stark gemacht und die Bewunderung der Welt erregt hat — die Einigkeit! Vergesset auch ihr deutschen Fürsten den eiteln Glanz voller Souverainetät, der früher so oft eure Augen blendete, und bedenket, daß derjenige Fürst der beste ist, der seinem Vaterlande die größten Opfer bringt! Nehmt euch ein

Beispiel an unserm Heldenkönige, der, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an aufopferungsfreudigem Muth, sich den Mühseligkeiten und Gefahren des Kriegslebens unterzieht, um einen ehrenvollen Frieden erringen zu helfen! Jetzt ist es Zeit oder — vielleicht nie! Darum seid einig, einig, einig!

Nachschrift. Unsere tapferen Heere haben so überraschend schnelle Erfolge, daß wir davon während des Druckes dieser Arbeit überholt sind. Das Lager von Chalons brauchte glücklicher Weise nicht mit stürmender Hand genommen zu werden (vgl. p. 13), auch scheint sich unser Wunsch, daß der Friede in Paris geschlossen werde, bereits zu verwirklichen, da der Kronprinz mit der ihm eigenen Schnelligkeit sich schon den Thoren dieses zweiten Babylon nähert. —

In meiner Freude kann ich auch mittheilen, daß der Herr Verfasser des in der Einleitung erwähnten Artikels durch die Vertreibung der Deutschen schon eines Bessern belehrt ist, wie er in einem neuen Artikel „Frankreichs Nationalkrieg“ N. 197 der Königsb. Zeitung selbst auseinander setzt.





